

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

77 (2.4.1932) Die Mußestunde

des dem Maffosen, der während der Beschäftigung des neugebauten Kreuzers das Attentat auf den Jaren ausführen sollte, den Ne-voller in die Hand gedrückt hatte. In diesem Fall erreichte Alfrens Doppelspiel seinen Höhepunkt: Um sein Ansehen bei der Polizei zu steigern, verriet er Geassimoff das auf den Jaren geplante Attentat — und organisierte gleichzeitig ein anderes Attentat auf den Jaren, um auf diese Weise seine Position in der sozialrevolutionären Partei zu stärken.

Man kann mit Recht sagen, daß der Verfasser die Geschichte des Berats Alfrens, die bis jetzt noch zum großen Teil in Dunkel gehüllt war, aufgeklärt und in das rechte Licht gerückt hat.

Goethe-Allerlei

Goethe und das Essen

Obwohl Goethe, wenn die Umstände es erforderten, auf die Freuden der Tafel auch leicht verzichten konnte — so bestand sein Abendessen in Rom oft nur aus einem Pfund Tauben, das er auf der Straße verzehrte — war er doch keineswegs ein Verächter einer guten Küche. Seine Gäste berichteten wiederholt, daß man in seinem Hause die Tafelfreunden wohl zu würdigen wisse, und auch sein Appetit fand nicht selten mehr oder minder wohlwollende Bewunderung. So schrieb der stets zum Spott aufgelegte Jean Paul einem Freunde nach einem Besuche bei Goethe: „Auch schiffet er entsetzlich“. Freilich dürfen wir dabei nicht vergessen, daß man in jener Zeit auf eine möglichst reichliche Bewirtung seiner Gäste weit mehr Wert legte als heute, und wenn Goethe allein war, lebte er oft wochen- und monatelang außerordentlich bescheiden. „Ich über-treibe nicht“, so schreibt er selbst aus Jena, „wenn ich sage, daß ich vier, fünf Tage lang bloß von Zwiebackbrot und rotem Weine ge-lebt habe.“ Hinzu kommt, daß Goethe fast nie zu Abend aß. Meis-tens war das Mittagessen seine letzte feste Mahlzeit.

Goethe und das Trinken

Die Meinung, daß Goethe ein großer Fechter gewesen sei, ist zwar weit verbreitet, aber sie ist nicht unbedingt zutreffend. Es ist allerdings richtig, daß Goethe noch bis in seine letzten Lebensjahre neben einem Glas Madeira zum Frühstück und einem Glas Rotwein zum Nachtisch jeden Mittag eine Flasche Würzburger zu trin-ken pflegte, man muß indessen berücksichtigen, daß er schon in ju-gendlichem Alter an recht reichlichen Weingenuß gewöhnt wurde, und daß er kein anderes Rausch- oder Heilmittel kannte; es sei denn kölnisches Wasser, an dem er gerne roch. Kaffee und Tee trank er niemals, auch das Rauchen verabscheute er. Dagegen war er in früheren Jahren ein großer Freund von Punsch und hin und wieder auch von Champagner. Von der anregenden Wirkung des Weins für sein Schaffen hielt Goethe übrigens nicht viel. Er trank ihn nur zur Steigerung seines persönlichen Wohlbefindens und wußte stets Maß zu halten. Es dürfte niemanden gegeben haben, der Goethe jemals betrunken gesehen hätte.

Goethe und das Geld

Goethes Beziehung zum Geld ist nicht leicht zu definieren. Wir wissen z. B., daß er in seinem Weimarer Hause aus Sparsamkeit gewöhnliche Talgkerzen brannte, und die Besuchszimmer nicht heizen ließ, andererseits brachte er es fertig, ein Landgut für 14 000 Taler zu kaufen, ohne es sich auch nur anzusehen. Geizig war Goethe sicherlich nicht, aber stets im Verhältnis zu seinen Einnahmen haus-hälterisch und sehr auf Ordnung in Geldsachen, wie überhaupt in allen Wirtschaftsdingen bedacht. Auch in seiner Junggefellenzzeit suchte er sorgfältig Buch, und so können wir heute noch aus seinen eigenen Aufzeichnungen entnehmen, daß er beispielsweise im Jahre 1778 34 Tischtücher, 267 Servietten, 108 Handtücher, 194 Hem-den mit Manschetten und 82 Hemden ohne Manschetten besaß. Be-merkenswert ist übrigens, daß Goethe trotz seiner Sparsamkeit fast sein ganzes Leben lang Lotterie gespielt hat, oft sogar mehrere Lose auf einmal. Er sah im Lotteriespiel keineswegs nur einen Nerventüfel, sondern betrachtete es als eine durchaus aussichtsreiche Kapitalanlage. Wer sich also heute sein Los für die Preussisch-Süddeutsche Klassenlotterie kauft, der mag sich im Bewußtsein sonnen, daß ein Großvater vor ihm auf die gleiche Weise das Glück suchte. . . .

„Große Lose“, die uns nicht erreichten . . .

Der Dichter Detlev von Liliencron hatte schon einmal das große Los in Händen gehalten und — gab es wieder fort. Schuld daran waren drei Mark, die ihm fehlten. Liliencron saß mit seinen Freun-den in einem Künstlercafé unter den Linden in Berlin, als einer der Freunde, der in jenem Augenblick besonders knapp an Bar-

mitteln schien, sein Los aus der Tasche zog und es an die Freunde zum „Selbstlospreis“ von drei Mark ausbot. Liliencron nahm das Los und griff gleichzeitig nach der Börse. Ein Blick aber be-lehrte ihn, daß auch ihm das Kapital von drei Mark nicht mehr zur Verfügung stand. Liliencron gab es zurück — das Los kam an einem der nächsten Tage mit dem Höchstgewinn heraus.

Daß ein großes Los verschönt wird, ist gewiß auch eine ver-einzelte Tatsache. Ein langjähriger Angestellter erhielt zu seiner Hochzeit von dem Chef des Bankhauses in dem er tätig war, von Albert von Rothschild, ein Lotterielos. Der junge Mann war ver-wundert und nicht gerade erfreut über die vermeintliche Knauferig-keit seines hohen Chefs. Denn ein Los hätte er sich inmerhin selbst kaufen können. Erst am Tage darauf erfuhr er, daß sein Los vor wenigen Tagen mit dem Hauptgewinn herausgekommen war.

Ein gutes Geschäft machte sich aus der Gewinnsucht der Men-schen ein Mann, der auf französischen Jahrmärkten eine impro-visede Lotterie einrichtete. Die Preise und Gewinne bestanden je-weils in wunderschönen Tauben. Da nun die meisten Menschen Freude an Taubenzucht haben, waren Lose und Gewinne sehr bald ausverkauft und der Mann zog äußerst befriedigt auf den nächsten Markt. Er tat gut daran, nie wieder das gleiche Städtchen auf-zusuchen, denn seine Tauben waren sämtlich — Brieftauben, die schon nach wenigen Tagen wieder zum heimatischen Schlag zurück-gefunden hatten, damit ihr Herr sie aufs neue als Preise im Glücks-spiel einsetzen könne.

Eine Lotterie, bei der als Hauptgewinn ein lebendiger junger Mann ausgeteilt wurde, konnte in Amerika Sensation erregen. Sein Bild erschien in den Zeitungen mit dem Steckbrief: „Dieser junge Mann raucht, feinkt und spielt nicht, ist 25 Jahre, gesund und außerdem willens, die Frau, die ihm das Los bestimmt, sofort zu heiraten.“ War es Zufall oder Schiebung — jedenfalls gewann ihn eine hübsche junge Sekretärin, die von ihren begeisterten Mit-bürgern zum Gatten auch noch eine Aussteuer und die Mittel für eine Hochzeitsreise erhielt.

Es spielt beim Lotteriespiel soviel nicht fest, unheimlich viel Aber-glaube mit. Vor allen Dingen hört man immer wieder von „ge-träumten Zahlen“, die glückbringend sein sollen. Da hatte vor eini-ger Zeit eine alte Spanierin geträumt, das Los 55 303 werde ihr 15 Millionen Pesetas bringen. Nun ging die Jagd nach dem Los an. Ein kleiner Händler besaß es tatsächlich. Sein Laden wurde regelrecht gestürmt — jedoch war der Händler wenig genaug, kleine und kleinste Anteile dieses Glücklofes nur zu unverschämte hohen Preisen abzugeben. Er erzielte den hundertfachen Preis des norma-len Loses — und das Los blieb — eine Niete!

Rätsellecke

Rästel

In dichten, lustigem Gewimmel
Schwebt meine 1 herab vom Himmel,
Es ist so weiß als wie ein Schimmel,
Hell tönt der 2 und 3 Schimmel,
Dagegen kündigt 1, 2, 3,
Daß nicht mehr fern der Frühling sei.

Für Frauen verboten!

NEUGI 2 R 5 4 2 F 6
A 3 2 1 W 2 6 D 2 1 5
1 10 2 1 8 P 6 5 L
4 2 S C H 5 1 4 K T I

Was heißt das? (Frauen ist das Lösen dieser Aufgabe untersagt.)

Rätselaufösungen

Auflösung der Scherz-Aufgabe: Sankt Gallen, Winterthur.
Auflösung des Buchstaben-Rästel: Venenzug.

Nichtig gelöst: Maria Matt-B.-Baden; Aug. Kropp-Mühl-burg; Jul. Gimmmer-Karlsruhe; August Fimmiler-Karlsruhe; Chri-stine Aufleger-Kastatt; Lotte Bergmann-Karlsruhe; Theodor Ben-nders-Durlach; Karl Hahn-Kleinfeinbach; Friedr. Hörnel jr. Karlo-tube; Karl Becker-Spielberg; Frida Auer-K.-Nüppner; Paula Hermann-Karlsruhe; August Lorenz-Karlsruhe.

Schriftleiter: E. O r a n e b a n n, Karlsruhe i. B., Waldstraße 28

Karlsruhe, 2. April 1932

52. Jahrgang

14. Woche



Die Mußestunde

Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

Der ewig junge Haydn

Zum 200. Geburtstag des großen Meisters von H. Wagner

Dort, wo die Krähe das Burgenland von Niederösterreich schrei-det, im Dörfchen Kobrau, wurde am 1. April 1732 dem Wagner Haydn ein Knabe geboren, der bestimmt war mit der Kraft seines Genies der deutschen Musik neue Wege zu zeigen: Josef Haydn, der Vater der Symphonie und der Kammermusik, dessen 200. Ge-burtstag die ganze musikalische Welt in diesen Tagen voll begeister-ter Erinnerung feiert!

Proletarielos war das seine von Kindesbeinen an: Armut und Not in mehr als bescheidenem Maße der Eltern, aber eine sehr liebevolle Mutter und ein musikalisch veranlagter und fangesereu-diger Vater, der gern mit dem kleinen Seppel zur Harfe Volks-lieder sang. Ein entfernter Better, der Chorregent in Hainburg war, nahm sich des Knaben, dessen musikalische Begabung früh-zeitig zu Tage trat, an. Nach wenigen Jahren konnte der Kleine es wagen, in das kaiserliche Kapellhaus zu St. Stephan in Wien einzutreten, welche Möglichkeit ihm günstige Zufälle erschlossen hatten. Dort gab es viel zu lernen, viel zu gewinnen an Wissen und Können — aber Schmalhans war bei den Chorknaben nur zu oft Meister. Von drolligen Episoden aus jener Zeit erzählte Meister Haydn noch als Greis sehr gern. Damals lernte er alle Instru-mente kennen, sowie gründlich die Gesangskunst, was ihm später als Komponist sehr zu statten kam.

Aber leider hatte diese verhältnismäßig geruhige Zeit nur zu bald ein Ende. In den Entwicklungsjahren vor Haydn seine schöne Stimme — und damit die Stelle, und der Siebzehnjährige stand auf einmal vor dem Dasein eines in den verschiedensten Kapellen um Hungerlohn aufspielenden Musikers. Das Angebot Geist-licher zu werden schlug er aus. Er fühlte übermächtigen Trieb zum Schaffen in sich. Nützig hungerte er sich durch etliche Jahre durch, bis ihm das Darlehen eines gutherzigen Mannes ermöglichte, in einer Dachkammer von Wien zu hausen, sich als Gelegenheits-musiker durchzuschlagen und daneben aufs allerfleißigste zu studieren und sich als Komponist zu versuchen. „Wenn ich an meinem alten von Würmern zerfressenen Klavier saß, benedete ich keinen König um sein Glück“, hat Haydn später oft und oft betont.

Kompositionsstunden gründlichster Art füllten neben dem Brot-erwerb die nächsten Jahre aus. 1759 kam endlich ein würdigeres Betätigungsfeld: Haydn wurde Kapellmeister beim Grafen Merzlin. Zwei Jahre verblieb er in dieser Stellung. Dann trat er eine gleiche beim Fürsten Esterhazy in Eisenstadt an. Haydn hatte sich verheiratet, mit der Tochter eines Ölmehrs, halb aus Dankbarkeit, halb aus Unerfahrenheit. Mit dieser Frau, der es, wie er es be-zeichnet hat, „gleichgültig“ war, ob sie einen Schuster oder einen Künstler zum Gemahl hatte, die aus Bosheit seine Kompositionen zum Belegen des Backbleches oder zu Papilloten verwendete, hatte Haydn bis 1800 in unglücklicher Ehe gelebt.

Beim Grafen Merzlin war die erste Symphonie entstanden und die ersten Streichquartette. Diese Kunstgattungen sind seine ur-eigene Schöpfung. In ihnen entfaltete er seine blühende Erfindung, seinen feinen Humor und seine edel österreichische Gefühlsinnigkeit. Es ist, bei aller technischen Vollendung, Musik fürs Herz, was Haydn bietet.

Jahre freudbarsten Schaffens folgten. Im Sommer in Eisen-stadt, im Winter mit dem Fürsten in Wien, hatte Haydn teil an den Anregungen der musikalischen Kreise der Kaiserstadt, ebenso, wie er die Schönheiten und Freuden des Landlebens genoss. Rasch wurde er durch seine Kompositionen berühmt. Von 1781 an unter-nahm er, von englischen Kunstfreunden eingeladen, ein Konzertreise nach London, wo er überaus gefeiert wurde. Hier entstanden auch mehrere seiner bedeutendsten Symphonien. Dabei in Eisenstadt ward dann der weltberühmte Musiker wieder der bescheidene Kapellmeister, der trotz aller Günst seiner Füßten, dennoch nie so eigentlich auf einen grünen Zweig kam. Viel mag dazu die Ver-schwendungssucht seiner bigotten Gattin beigetragen haben.

In diese Jahre fällt auch die Bekanntschaft mit Mozart, der sich voll Verehrung dem älteren Genie anschloß. Er hat ihm auch einen Jokus von Quartetten gewidmet. Und von ihm stammt die Bezeichnung Haydns als „Papa“. Keiner kam alles, schäfer und erschüttern, Lachen erregen und tiefe Rührung und alles gleich gut als Joseph Haydn.“ So hat Mozart über den guten Papa geurteilt.

Nach dem Tode des Grafen Esterhazy, dessen Kapellmeister Haydn war, wurde ihm von dessen Nachfolger die für die damalige Zeit beträchtliche Pension von 1400 Gulden ausgezahlt. Und nun kam endlich die Zeit freien Schaffens für den genialen Musiker, unbeschwert von den Anforderungen eines Amtes. Schöne Tage verlebte er bei seinen wiederholten Aufhalten in London, wo er auch an einem der gewaltigen Handel-feste teilnahm. Und die Universität Oxford ernannte ihn 1791 zum Doktor der Musik. Aber damals mußte er auch den Schmerz erleben, daß sein geliebter Freund Mozart allzusehr dahinscheiden mußte. . . . Dieser Verlust traf ihn tief. „Ich muß immer weinen beim Namen meines Mo-zart!“ — schrieb er damals an einen Bekannten.

In Gumpendorf, woselbst Haydn sich angekauft hatte, hatte er damals — 1793 — einen Schüler, der berufen war, Voller der



grug Joseph Haydn
Joseph Haydn

Faksimile von Haydens Handschrift

Symphonie zu werden, wie er deren Begründer gewesen war. Der junge Rheinländer Ludwig van Beethoven. Er half dem jungen Götter und Dränger, den er im Ebers „Großmogul“ zu nennen pflegte, die musikalischen Kreise Wiens erschließen. Lehren hat er freilich dem jungen Titanen nichts mehr können.

Erst an der Schwelle seines Dreißigsten hat Haydn seine bedeutendsten Symphonien, sowie seine gewaltigen Oratorien „Die Schöpfung“ und „Die Jahreszeiten“ geschrieben. Jugendfeuer verblüht sich darin mit obeklärtet geistlicher Reife. Und noch ein Werk stammt aus diesen Jahren, musikalisch eine Perle, leider mit seinem ferverlen Teigt und den tragischsten Erinnerungen belastet und dadurch unseren Tagen entfremdet: die sogenannte Volksymnie, die übrigens auch als Thema der Variationen eines Quartetts vom Meister benutzt worden ist. Vielleicht kommt einmal der Dichter, der diesem Werk die echt volkstümlichen zeitgemäßen Worte verleibt.

Reich an Ehren stand nun der arme Wagnersohn von Rebrau am Ende seiner Laufbahn. Die Akademien von Stockholm und Amsterdam hatten ihn zum Mitglied ernannt, 1804 hatte ihm die Stadt Wien das Bürgerrecht verliehen, ein Jahr darauf ward er Mitglied des weltberühmten Pariser Konservatoriums. Aber eine schwere Krankheit, in die er nach Vollendung der gewaltigen „Schöpfung“ gefallen war, mahnte ihn an sein Ende. In seinem Testament gedachte er rührenderweise seiner Heimat und all der alten Freunde. Bescheiden war Haydns Gemüt geblieben, aber dennoch wußte er, was er der Kunst und der Welt geschenkt hatte. In Kunstfreunde im fernem Rügen schrieb er damals: „Es gibt hienieden so wenige der frohen und zufriedenen Menschen, überall verfolgt sie Kummer und Sorge, vielleicht wird meine Arbeit bisweilen eine Quelle, aus welcher der Sorgenvolle auf einige Augenblicke seine Erholung schöpft.“

Der Franzosenkrieg von 1809 war für den kränkenden Künstler ein herber Schlag. Die Befreiung Wiens im Mai erregte seine Ebnen sehr geschwächten Nerven ungeheuer. Dies Erleben mag seinen Tod beschleunigt haben. Emsig und schmerzlos verließ Haydn am 31. Mai 1809 diese Welt, der er so Unvergänglich-Herrliches geschenkt hat. Elf Jahre später ward sein Leichnam nach Eisenstadt zur letzten Ruhe überführt.

Fröhlich und jung ist Haydns Musik geblieben bis auf den heutigen Tag. Seltfam! Er steht uns Modernen vielleicht noch näher als Mozart. Er ist auch deutsch und volkstümlicher. In seinen Werken sind Stellen, bei denen man nicht ans musikalische Kokotodent. Quellfrisch aus Eeulentiefen sprudelt es empor, tiefste Empfindung mischt sich mit einem wahrhaft köstlichen Humor. Wir sollten uns viel, viel öfter mit dem Ewig-Jungen befassen, mit Haydn, der auch für unsere Verzante, voramerikanisierte Musik ein Gesundbrunnen werden könnte.

Das Geheimnis der Schneeglöckchen

Zu den ersten Verkündern des Wiederaufstehens der Natur gehören die Schneeglöckchen und die Schneerosen, diese schönen und zähen Kämpfer gegen Frost und Schnee. Es gibt noch mehrere annuige Pflanzen, die mitten in den Schneefeldern und an deren Rändern den ewigen Sieg des Werdens über das Vergehen verkünden. Aus dem Kleinen, geschliffenen Glöckchen der Soldanella, das sich durch die Reitermauern des Schnees heldenhast einen Weg ins Freie bahnt und sich dann müde zum Boden neigt, strahlt der ganze Zauber des scheidenden Winters.

Von allen winterbezwingenden Blüten sind uns aber die Schneeglöckchen und die Schneerosen am vertrautesten. Gewöhnlich sind sie es, die auf den Blumenmärkten die ersten Blüthenkränze der Natur der Stadt überbringen. Weißt du es, wenn du diese Zierden des Winters zu danken hast? Den Ameisen!

Ameisengärten

Die Kenntnisse über das Leben der Ameisen ist eine Wissenschaft für sich geworden, die mancher geistvolle und eifrige Naturforscher schon seine ganze Lebenskraft gewidmet hat. Wunderbare Geheimnisse des Ameisenlebens haben sie schon enthüllt. Die reizvolle Wissenschaft der Ameisenkunde berichtet uns über verblüffende Tatsachen, über die Vernunft der Ameisen und die Organisation ihrer Staaten. Immer tiefer und tiefer dringt die Forschung in diese Geheimnisse. Ameisen sind Meister der Pilzucht. Ameisen züchten Blattläuse wegen der süßen Ausscheidung dieser Insekten. Sie betreiben eine regelrechte „Weidewirtschaft“ mit großen Blatlausherden und beschäftigen dabei „Hüten“, die die Blattläuse aus den „Stallungen“ der Ameisenmester auf die Bäume führen und dort bewachen.

Zu den neueren Ergebnissen der Ameisenforschung gehört, daß sich die Ameisen auch mit Blumengärtnerlei befassen. Man fand diese sonderbaren Blumenfreunde zuerst im Amazonasgebiet in Brasilien. Ähnliche Ameisengärten fand auch der berühmte amerikanische Ameisenforscher Wheeler im Jahre 1921 in den Wäldern

von Brasilien-Guayana, in denen die Ameisen ähnliche Pflanzen kultivieren wie die, die man in den Ameisengärten des Amazonasgebietes findet. In diesen wurden vierzehn verschiedene Pflanzenarten festgestellt, davon waren nicht weniger als zwölf solche, die nirgends in der Welt, nur in diesen Ameisengärten zu finden sind; Pflanzenarten, deren Sein oder Nichtsein also von den Ameisen abhängt. Es gibt unter diesen Pflanzen eine Philodendronart, eine Ficusart, ein Nachtschattengewächs, Bromeliengewächse. Von Pflanzen, die auch anderswo vorkommen, fand man ein Pfeffergewächs und auch eine Kakteenart — Phyllocactus phyllanthus — in diesen Ameisengärten. Die meisten tragen beerenartige Früchte, deren kleine Samen die Ameisen leicht weitertragen und zur Anlage neuer Gärten verwenden können.

Die Ameisengärten befinden sich auf Bäumen, gewöhnlich zwischen Astzweigen. Aztecameisen legen nur einige Meter hoch über dem Boden ihre Gärten an. Sie sind hübscher und kleiner als die Gärten der Ameise Camponotus femoratus, die man auch in einer Höhe von zwanzig bis dreißig Meter fand. „Gartengärten“ auf Ameisenestern, die ihr Dasein nicht nur der Aussaat der Ameisen danken, sondern auch der Betretung durch diese, denn man hat auch eine Arbeitsmethode dieser Ameisen beobachtet, die der „Anbauung“ ähnlich ist.

Geheimnisse des Schneeglöckchens und der Schneerose

Auch unsere Schneeglöckchen und Schneerosen — und mehrere andere Pflanzen, wie zum Beispiel die Frühlingsknotenblume — danken wir den Ameisen. Sie wären vielleicht schon längst aus der Welt der Pflanzen verschwunden, wenn die Ameisen für ihre Erhaltung — wenn auch aus einer „prosaischen“ Ursache — nicht sorgen würden. Die Samen der Schneeglöckchen und der Schneerosen (auch die der Frühlingsknotenblumen und anderer Pflanzen) tragen in sich etwas, dessen Anziehungskraft auf Ameisen unüberwindlich ist. Die Samen der Schneeglöckchen sind für die Ameisen ungenießbar, sie tragen aber ein fleischiges Anhängsel, eine „Delikatess“, auf die die Ameisen „fliegen“. Es hamstern gern diese Samen und säen sie dabei unterwegs unwillkürlich aus.

Auch den Befruchtungskünsten der Schneerosenmutter können die Ameisen nicht widerstehen. Den Delfkörper dieser Samen lieben die Waldameisen und trachten daher auch Samen der Schneerosen zu sammeln. Die Anzahl der Schneerosenmutter, die eine Waldameisenkolonie in dieser Weise ausst, ist überaus groß.

Bismarck erzählt in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ folgende hübsche Geschichte:

„Von einer russischen Eigentümlichkeit gab es bei meiner ersten Anwesenheit in Peterburg 1859 eine Probe. In den ersten Tagen des Frühlings machte damals die zum Hofe gehörige Welt ihren Spaziergang in dem Sommergarten zwischen dem Pauls-Palais an der Newa. Dort war es dem Kaiser aufgefallen, daß in der Mitte eines Rasenplatzes ein Posten stand. Da der Soldat auf die Frage, weshalb er da stehe, nur die Auskunft zu geben wußte: Es ist befohlen, so ließ sich der Kaiser durch seinen Adjutanten auf der Wache erkundigen, erhielt aber auch keine andere Aufklärung, als daß der Posten Winter und Sommer gegeben werde. Der ursprüngliche Befehl ist nicht mehr zu ermitteln. Die Sache wurde bei Hofe zum Lagesgespräch und gelangte zur Kenntnis der Dienerschaft. Aus dieser meldete sich ein alter Pensionär und gab an, daß sein Vater ihm gelegentlich in Sommergarten gesagt habe, während sie an der Schildwache vorbeigingen: „Da steht er noch immer und bewacht die Blume; die Kaiserin Katharina hat an der Stelle einmal ungewöhnlich früh im Jahre ein Schneeglöckchen wahrgenommen und befohlen, man solle sorgen, daß es nicht abgepflückt werde.“ Dieser Befehl war durch Aufstellung einer Schildwache zur Ausführung gebracht worden, und seitdem hatte der Posten jahraus jahrein gestanden.“

Mehr als hundert Jahre bewachen also russische Soldaten eine Stelle, wo einst ein Schneeglöckchen blühte. Hätten sich Waldameisen in der Nähe ein Nest gebaut, dann würden dort heute noch Schneeglöckchen blühen. J. R.

Der letzte Sohn

Von Alfred Prugel

Trenkler wohnte mit seiner Familie schon an die 26 Jahre in der großen Mietkaserne. Als er mit seiner jungen Frau eingezogen war, hatte das Haus noch nach Lünche und frischer Delfarbe ge-rochen, war alles noch sauber und neu gewesen. Dann aber waren die Jahre gekommen und hatten das Haus und seine Bewohner müde und alt gemacht. Vier Kinder wuchsen in diesen langen Jahren bei Trenklers heran. Von den zwei Söhnen fiel der älteste 1916 an der Somme. Den jüngeren hatte der alte Trenkler von allen seinen Kindern am liebsten, weil er ihm in allen Stücken gleich. Er hieß auch wie der Vater Paul. Lange nach dem Kriege ging er nach Westfalen und arbeitete in einem Bergwerk. Regelmäßig kamen Briefe von ihm. Die beiden Schwestern, die noch bei den

Eltern lebten, nahmen diesen oft das Schreiben ab und antworteten dem Bruder. In der ersten Zeit kam er auch zweimal nach Hause auf Besuch. Dann teilte er eines Tages den Eltern seine Hochzeit mit, und ein Jahr darauf waren die Trenklers Großeltern. Inzwischen heirateten auch kurz hintereinander die beiden Schwestern, und die Kammer, in der sie geschlafen hatten, wurde leer. Und als eines Abends die alten Trenklers wie immer beisammen saßen sagte die Frau: „Still ist es bei uns geworden. Früher, als die Kinder noch da waren, gab es immer Lärm, und man kam nicht zur Ruhe. Jetzt fehlt einem etwas.“ — „Wir werden uns daran gewöhnen müssen“, brummte der alte Trenkler und legte die Zeitung aus der Hand. Dann steckte er die Brille ins Futteral und machte sich zum Schlafengehen zurecht. Die Frau blieb noch eine Weile am Tisch sitzen. Sie stützte den Kopf in die Hände und dachte: „Neugierig bin ich nur, ob wir einmal nach Westfalen kommen werden. Ich möchte doch gern einmal sehen, was aus dem Paul geworden ist.“ Dann holte sie den Brief noch einmal hervor, den der Sohn vor wenigen Tagen geschrieben hatte.

Wenige Tage darauf fand Trenkler frühmorgens nicht wie sonst die Zeitung vor der Tür. Er war ärgerlich, weil er zum erstenmal seit Jahren ohne Zeitung in den Dienst gehen mußte. Die Frau dachte dann nicht mehr daran, und erst, als sie die Schlafstube aufgeräumt hatte, kam sie in den Flur und sah, daß die Zeitung im Briefkasten steckte. Beim Herausnehmen leuchtete ihr auf der ersten Seite die Schlagzeile entgegen: „Schweres Grubenunglück“. Sie hatte aber wenig Zeit und kam erst gegen Mittag zum Lesen. Da sah sie unter der fetten noch eine zweite Zeile „Schlagwetterkatastrophe auf der Grube Friedrich VII.“. Sie erschrock und stand auf, um in der Kommode nach dem letzten Brief des Sohnes zu suchen. Sie fand ihn nicht gleich, und das machte sie unruhig. Der Name kam ihr so bekannt vor, bis ihr einfiel, daß der Sohn ihnen von einer neuen Arbeitsstätte geschrieben hatte. Als sie den Namen im Briefe mit dem in der Zeitung verglich, stimmten beide überein. Sie las noch einmal den Bericht. Ihre Hände unklammernden das Zeitungblatt. Die Buchstaben begannen ihr vor den Augen zu tanzen, denn als sie genauer hinsah, entdeckte sie die Totenliste. Es waren 12 Namen, und als vorlester stand da „Paul Trenkler“. Schwarz auf Weiß stand es da. Es gab keinen Zweifel: Paul war tot. Sie blieb lange sitzen. Bis in den Nachmittag hinein. Und ohne daß sie es merkte, liefen ihr die Tränen über das Gesicht.

Am Abend saßen die Alten sich am Tisch gegenüber. Der Mund war ihnen wie zugefressen. Sie redeten nicht und sahen Munde aneinander vorbei. Die Zeitung lag noch vor ihnen. Die Schlagzeile wuchs auf und warf über das ganze Zimmer einen schwarzen Schatten. Wie graue Streifen lag der Kummer auf den Gesichtern der beiden Alten, und sie merkten nicht, daß die Zeiger der Uhr schon längst auf die zwölfte Stunde vorgezückt waren. „Nun ist auch der zweite fort“, sagte der alte Trenkler bitter, und die Frau mußte an jenen Tag denken, da der Briefträger ihr das Päckchen mit der Uhr und der Geldbörse ihres Vaters in die Hand gedrückt hatte. „Gefallen fürs Vaterland.“ Den zweiten hatte nun die Grube geschluckt.

Das war am Samstag. Den ganzen Sonntag ward warteten sie auf eine Nachricht. Als keine kam, ging der alte Trenkler am Montag nicht zum Dienst und gab gleich am Morgen ein Telegramm auf. Sie wollten am Abend fahren. Bei seinem Lebzeiten ist es immer verschoben worden, dachten sie, und nun wird es gleich. Als Trenkler von der Post zurückkam, fand er seine Frau auf dem Stuhle sitzen. Der Atem ging noch, aber sie war ohne Bewußtsein. Er bekam einen Schreck und ging schnell nach Wasser. Als sie wieder zu sich kam, zeigte sie auf den Brief, der eben gekommen war. Sie sagte: „Einen Etich hat es mir gegeben. Ich hab' ihn garnicht aufmachen können. Woju auch? Ich weiß ja doch, was drin steht.“ Der Mann riß den Brief auf und las. Möglich suchte etwas Helles über seine Züge. Der Brief war von der Schwiegermutter. „Ein Wunder ist geschehen. Hör' nur, Mutter!“ sagte er und las laut vor: „Paul ist vorgestern Abend mit dem Nade gestürzt und hat sich den Arm gebrochen. Er konnte nicht einfahren, und wir dachten: Da geht wieder ein Schichtlohn drauf. Eine Stunde später war das große Unglück, von dem ihr vielleicht in der Zeitung gelesen habt. Aus Versehen haben sie Paul mit auf die Totenliste gesetzt. Hätte er sich nicht den Arm gebrochen, so wäre er ungeschadet. So merkwürdig ist es manchmal im Leben.“

Die Alten sahen sich an. Der Kummer fiel langsam von ihren Gesichtern. Sie beugten sich beide über den Brief, als könnten sie aus dem viereckigen Stück Papier ein großes, leuchtendes Gluck herauslesen.

Der Spitzel Asew

Von M. Camojoff

Die Geschichte des klassischen Volkspisels Asew, der es verstanden hat, gleichzeitig die Rolle eines Leiters der Kampforganisation der sozialrevolutionären Partei und eines Agenten der Geheimpolizei

der zaristischen Regierung zu spielen, hat in der letzten Zeit die Aufmerksamkeit des deutschen Lesers auf sich gelenkt. Die literarischen Arbeiten, die diesem Thema gewidmet sind, haben, da ihnen nur alte Quellen zur Verfügung standen, nichts Neues — wie Dda Dliberg mit Recht bemerkt —, oder einigermaßen Wertvolles zur Aufklärung weder der Motive, von denen Asew sich bei seinem Doppelspielen leitete, noch der Situation, in der sich die Tätigkeit dieses wahrhaft klassischen Verräters abspielte, beigetragen.

Das kürzlich in deutscher und russischer Sprache erschienene Buch eines der besten Kenner der russischen revolutionären Bewegung, B. Nikolajewitsch („Asew. Geschichte eines Verräters“, Buchverlag: Berlin), bildet einen wertvollen Beitrag zur Klärung dieses Problems. Ein interessantes, spannendes Bild entrollt sich vor den Augen des Lesers. Dem Verfasser stand Altematerial zur Verfügung, das bis jetzt nicht oder nur zu einem geringen Teil bekannt war, ferner eine Reihe noch nicht veröffentlichter Memoiren und mündlicher Berichte von zahlreichen Personen, die Asew seinerzeit — als Revolutionär oder Polizeispitzel — gekannt und in engen Beziehungen zu ihm gestanden haben. Unter diesem Material sind die noch nicht veröffentlichten Aufzeichnungen des General Gerasimoff, des ehemaligen Chefs der Petersburger Geheimabteilung, der in Wirklichkeit alle Fäden der gesamten russischen Geheimpolizei in Händen hielt, von ganz besonderer Bedeutung. Gerasimoff leitete auch die Epischeldienst Asews in den Jahren 1905 bis 1909. Der Epischeldienst war sein besonderes Steckpferd und sein Ehrgeiz ging dahin, zuverlässige Polizeiamtanten in die leitenden Körperschaften der revolutionären Parteien einzuschmuggeln, die ihn über alles, was im Herzen dieser Parteien vorging, informieren sollten. Er strebte mit allen Mitteln danach, die revolutionären Parteien unter eine Glashaube zu setzen. Gleichzeitig war er bemüht, seine Agenten nach Möglichkeit zu schonen und ihre Entlarvung durch die Revolutionäre zu verhindern. Obwohl er oft die Möglichkeit dazu hatte, zerstörte er nie eine zentrale Organisation im ganzen und verhaspeltete nie ihre gesamte Leitung, von der Voraussetzung ausgehend, daß anstelle der zerstörten sicherlich eine neue Organisation aufgebaut würde, deren Ueberwachung durch eine innere Agentur nicht immer möglich war, während ihm über das Leben und Treiben der alten Organisation die genauesten Informationen von seinem „Gewährmann“ zuzugingen. Im Zentralkomitee der sozialrevolutionären Partei spielte Asew die Rolle eines Agenten. Asew gewann sehr bald das grenzenlose Vertrauen Gerasimoffs. Nach seinen Aussagen war man in den Regierungskreisen mit dieser Errichtung von „inneren Agenturen“ im Herzen der revolutionären Parteien durchaus einverstanden, und der Ministerpräsident Stolypin brachte ihnen sogar lebhaftes Interesse entgegen. Durch Gerasimoff erteilte er ihnen mitunter auch besondere Aufträge. Er war u. a. auch auf das genaueste über das auf ihn selbst von der Kampfgruppe geplante Attentat informiert: Die Vorbereitungen für das Attentat leitete selbstverständlich Asew, der Gerasimoff, und durch ihn auch Stolypin, über die Einzelheiten des Anschlages auf dem Laufenden hielt.

Asew war ein ausgezeichnete Menschenkenner und beherrschte die Verstellungskunst auf das vollkommenste. Seine Hauptwerkzeuge waren Lug und Betrug. Ideelle Beweggründe lagen ihm so wohl als „Revolutionären“ als auch als Polizeiamtanten gänzlich fern. Er betrog sowohl die einen als die anderen, und sein einziger Beweggrund zu seinem Doppelspiel war eine unerfättliche Habgier. Ihm zulierte trat er in den neunziger Jahren in den Polizeidienst ein, und ihr zulierte beschloß er, die höchsten Gipfel der „Partei-karriere“ zu erklimmen, die ihm die uneingeschränkte Verfügung über die Parteikasse gestatteten, denn als Leiter der Kampfgruppe genöß er grenzenloses Vertrauen. Je angesehener die Stellung war, die er in der Partei einnahm, um so höher war auch seine Entlohnung durch die Polizei. — Als Leiter der Kampfgruppe organisierte er — und führte zum Teil durch — Attentate auf Minister, Generalgouverneure, gegen den Onkel des Zaren usw. und befehligte auf diese Weise seine Position in der revolutionären Partei. Aber er vernachlässigte dabei auch nicht seine Pflichten als Polizeiamtante. Er führte sein Doppelspiel so meisterhaft, daß das Vertrauen zu ihm auf beiden Seiten von Tag zu Tag wuchs — und je größer das Vertrauen, desto höher waren die Geldsummen, die in seine Tasche flossen. Durch einen solchen Menschen hoffte Gerasimoff die sozialrevolutionäre Partei in der Hand zu behalten. Asew betrog ihn aber genau so wie die Revolutionäre, doch tat er es so geschickt, daß Gerasimoff noch heute fest an Asews Aufrichtigkeit ihm gegenüber glaubt. Als Polizeiamtante setzte Asew ihn in Kenntnis von einem geplanten Attentat auf den Zaren vor, das er vor Gerasimoff streng geheim hielt, denn es lag ihm sehr viel am Gelingen dieses Attentats: die Gefahr der Entlarvung stand vor ihm als ständige Drohung, und er hoffte, daß das Gelingen dieses Attentats ihn für alle Zukunft vor jedem Verdachte der Revolutionäre schützte würde. Wenn dieses Attentat trotzdem mißlungen ist, so lag es keineswegs an Asews „bösem Willen“, — denn gerade er, der Agent der Polizei, war es,